lockte. Es waren Auswanderer, die am frühen Morgen abreisten aus der lieben, alten, heimeligen Heimat, und welche die allerletzte Nacht, die sie am schönen, grünen Rheine verbrachten, unter Singen verpaßten . . . .

Ich habe später zu wiederholten Malen die berühmtesten Geigenpieler und Klaviervirtuosen, die gefeiertsten Tenore und Primadonnen gehört: Joachim, Wilhelmj und Pablo de Sarasate, die Geigerkönige; Niszt, Rubinstein und Hans von Bülow; die Patti und die Lucca, die Amalia Joachim und die Jenny Lind, Tereja Tua und Marie Soldat . . . . und ich war voll feuriger Begeisterung bei diesem herrlichen Spiel, bei diesen bezaubernden Stimmen; ich fühlte mich bewältigt, hingerissen; ich war närrisch vor Kunst — aber geweint, so treue Thränen geweint, wie damals bei dem Liede der rheinischen Auswanderer, habe ich nicht!

Und es war doch so eine altbekannte, einfältige Geschichte, die sie dazumal sangen, und die Weise war schlicht und ungekünstelt wie alle Volksweisen:

Et waren zwei Königskinner,
De hadden enanner so lef;
Se konnten zesammen nich kommen —
Dat Wasser war viel zo def! . . . .

Das Volkslied ist so alt wie das Volk selbst: es entstand mit dem Volke und ging mitten aus dem Volke hervor, grade und schlicht, treu und voll ungekünstelter Herzlichkeit, schelmisch und voll Mutterwitz, schmerzmütig und ernst, unverdorben und voll unverwelkbarer Keuschheit, wie das Volk selbst in seiner urwüchsigen Kraft, in seiner unverfälschten, ursprünglichen Echtheit und Einfachheit, in seinem treuen, offenen, herzlichen Wesen!

Und wer hat dieses Lied gemacht?
Ein Soldate auf der Wacht,
Ein Trommler und ein Pfeifer!

Lied und Weise sind mit einander aufgewachsen; Dichter und Komponist sind unbekannt. Das Volkslied ist ein Kind des Augenblickes; in der vom Rauche geschwärzten Spinnstube wurde es meistens geboren. Dort sitzt die Wirthin im Kreise blühender Enkel und erzählt mit zitternder Stimme düstere Sagen und liebliche Legenden aus alter, schöner Zeit. Der schäumende Most kreist, die Männer und Burschen liegen auf der Ofenbank ausgestreckt und schmauchen ihr Pfeischen oder schnitzeln Kienspäne, und während die fleißigen Spindeln schnurren, singt ein krausköpfiger Bursch ein monotones, schwermütiges Lied, vom falschen Jägerlein, der die schwarzbraune Schäferin verlassen, oder vom schönen, blonden Königstochterlein, das im Turme schmachtet, weil es vom Liebsten nimmer lassen will . . . . S'ist alles still in dem Stübchen, nur das Feuer knistert lustig, die Spindeln schnurren leise und die alte Uhr tickt eintönig an der Wand; draußen liegt fußhoher Schnee und der kalte Nord pfeift schaurig um den Scheunengiebel — alles lauscht gespannt, und Niemand hört, wie der Kettenhund draußen anschlägt . . . und wenn das Lied zu Ende, atmet alles wie erleichtert auf. Nur die dralle Dirn drüben mit den herausfordernden Augen hat längst auf das Ende gewartet; sie schüttelt die langen, braunen Zöpfe aus dem Gesichte und singt dann ein neckisches Liebeslied oder schickt den Burschen ein truziges Schnadahüpfel herüber, das diese auffangen und wie einen Fangball wieder hinüberschicken.

Mit der lieben alten Spinnstube sind auch die lieben alten Volkslieder ausgestorben; und doch zählten sie nach Tausenden. Jedes Volk hatte seine eigenen Volkslieder; doch nur die Sprachen waren verschieden, der Inhalt war bei jedem Volke derselbe.

Bei einem Trödler fiel mir einmal ein vergriffenes, altes Büchlein unter die Hände, das ich uneröffnet wieder bei Seite legen wollte, als mir der Titel auffiel